

# Biehener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biehener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Wie aus einem Weihnachtsbaum zwei wurden.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Die beiden deutschen Schützengräben lagen weit vorgehoben — irgendwo im Westen —, ein schmales Flußbett trennte sie voneinander. Der Zufall hatte es gewollt, daß diese beiden nachbarlichen Gräben von je einer Kompanie zweier verschiedener Regimenter besetzt waren. In dem einen Graben lagen Berliner, in dem andern Bayern.

Im Laufe des monatelangen Nebeneinanderliegens und Nebeneinanderkampfs hatte sich zwischen den beiden Infanterieabteilungen ein eigenartiger Zustand wetteifernder Rivalität entwickelt, der zu den Merkwürdigkeiten gehörte, denen man im Felde so häufig begegnet, und die keine noch so erfinderische Phantasie der zu Hause Geliebten auszudenken vermöchte. Trotz der intimen gegenseitigen Nähe der beiden Gräben führte die Besatzung jedes einzelnen sich als eine durchaus selbständige Einheit. Der trennende Lauf des Flußchens, die Verschiedenheit der Regimentszugehörigkeit und das Bewußtsein, einsam auf vorderstem Verantwortungsvollem Posten zu stehen, hatten in den beiden Kompanien ein ebenso merkwürdiges wie unterhaltsames Konkurrenzgefühl entstehen und erstarren lassen.

Jeder Graben beanspruchte für sich den Ruhm und die Ehre dieses einsamen Eckens der Miesenfront zu besitzen und zu verteidigen. Wenn die einige Kilometer weiter rückwärts liegende Armeeführung von diesem Hummeln, edlen Wettstreit gewußt hätte, wäre ihr Erstaunen über die verhältnismäßig außerordentliche Menge Munition, die dieses Häuflein auf dem Gudaus des Kampfschnittes verbrauchte, sicherlich weniger groß gewesen. In jedem Graben zählte man eifrig die Schutzzahl, die von der Kameradschaftlichen Konkurrenz abgegeben wurde. Und da man in den beiden Gräben keineswegs bloß nicht hinter den Genossen zurückstehen, sondern sie ständig an Kampfkraft und Leistungsfähigkeit, an Wachsamkeit, Mut und Ausdauer überbieten und übertrumpfen wollte, pulverte man rechts und links des Wasserlaufes drauf los, was das Zeug hielt.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß dieser deutsche Wettkampf für die gegenüberliegenden Franzosen eine Ursache ständiger Verunruhigung und Schwächung, und somit ein außerordentlich patriotischer Sport war. Wehe dem Franzmann auf der andern Seite, der es wagte, sein läppigeschmücktes Haupt über die Umwallung des französischen Grabens zu erheben; sofort hatten die Berliner längs des Wasserchens und die Bayern rechts des Wasserchens ihn aufs Korn genommen, da jeder Mann seiner Abteilung den Treffer sichern wollte.

So waren denn die Mannschaften in den beiden deutschen Gräben nach zwei Seiten hin beschäftigt: das eine Auge richteten sie auf den Feind, das andere auf die bayerische oder umgekehrt berlinische „Konkurrenz“, um nur ja keine Nasenlänge an Tüchtigkeit zurückzulassen.

Zwischen den Deutschen und Franzosen streckte sich eine kahle Lichtung, geschmückt durch einen einsamen Baum, der sich genau in der Mitte des Feldes erhob. Es war eine Tanne. Zwerghaft, verküppelt und armselig; aber immerhin ein echter Tannenbaum mit einem dichten Busch von immergrünen Nadeln.

Und wie alles auf diesem kleinen Fleckchen Erde, das nur ein winziger Miniatur-Abchnitt des unendlich gedehnten Kriegsgeländes war, auf sonderliche Art seine eigene Verwandnis hatte, so war auch der ärmlichen Tanne ihr eigenes Schicksal zu eigen. Da der Abschuß des herausfordernd einsam stehenden Bäumchens ein weithin sichtbarer und nicht zu leugnender Triumph für die Partei des glücklichen Schützen gewesen wäre, hüteten sich die Kugeln Bayerns, das Bäumchen unter Feuer zu nehmen, um nicht ein sofortiges Geschnatter der Berliner nach dem gleichen Ziel herauszufordern, was wohl das seltsame Ende des Baumes, zugleich aber eine nicht zu entscheidende beiderseitige Inanspruchnahme des Schützenstills zur Folge gehabt hätte. Und da die klugen Berliner ganz genau so dachten, wurde der Tanne deutscherseits kein Leid getan. Die Franzosen wiederum, die der ohnedies großen Offenbarkeit ihrer Gegner nicht unnötige Nahrung geben wollten, verzichteten gleichfalls darauf, das Feld mit Absicht seines Baumes zu berauben.

So kam es, daß die Tanne zwischen den feindlichen Linien unbeschädigt ihr Dasein genoß, bis — ja, bis die letzte Nacht vor Weihnachten auch sie die Vergänglichkeit alles Irdischen lehrte.

Und das geschah folgendermaßen.

Der Gefreite Meyer im Berliner Graben nährte heimlich einen ebenso ehrsüchtigen wie kühnen Plan, der — aus einem sehr natürlichen Empfinden der Stimmung der sich nahenden Weihnachtszeit entsprang —, sehr schnell die Gestalt eines festen Entschlusses annahm. Wohl waren die Berliner und die Bayern durch die Feldpost aus der Heimat mit einer reichlichen Anzahl kleiner Weihnachtsbäumchen bedacht worden. Aber diese Bäumchen, deren von den unerbittlichen Feldpostverhältnissen gefordertes allzu kurzes Format wir aus den Schaufenstern unserer Lebensmittelgeschäfte, Zigarren- und Schokoladenläden kennen, diese Bäumchen, die naturgemäß nur als eine den Weihnachtspaketen beigelegte Kostprobe uneres ausgewachsenen Christbaumes gelten können, genügten keineswegs den Festansprüchen des Berliner Gefreiten Meyer. Er wollte für seinen Graben kein Symbol, sondern einen wirklichen, sozusagen erwachsenen Christbaum haben. Und für diesen Zweck hatte er die bereits besprochene einsame französische Tanne bestimmt.

Ein eigens einberufener Kriegsrat der Inassen des Berliner Schützengrabens billigte den Plan mit umso größerer Zustimmung, als damit die Gelegenheit gegeben war, die nachbarlichen Kollegen und Rivalen in hervorragender Weise zu übertrumpfen.

Die Nacht zum vierundzwanzigsten Dezember hatte sich über den Ort der Begebenheiten herabgelassen. Hüben und drüben herrschte Totenstille. Die weihnachtliche Stimmung ließ die Gewehr der Deutschen schweigen, und — wie dies im langwierigen Stellungskrieg ja so oft der Fall ist: auch der Gegner verhielt sich vollkommen ruhig. Es war so still, daß man durch das Dunkel der von dichten Nebeln verhangenen Nacht die dumpfen Turmuhrschläge der Kathedrale eines ferneren französischen Städtchens herhallen hörte. In dieser Nacht nun krieg der Gefreite Meyer, mit einer Pioniersäge bewaffnet, lautlos und geduckt aus dem Schutze des Grabens. Er legte sich auf die kalte Erde und kroch vorsichtig auf allen Vieren der einsamen Tanne zu. Alle Gefahr schien zu schweigen. Keine feindliche Leuchtkegel erhellte den schlängelnden Mantel der Nacht. Ein den Nebel durchwühlender kalter Wind hatte sich soeben aufgemacht und erfüllte die nach Schnee riechende Luft mit einem ganz leisen, schwirrenden Säusen. Der Gefreite Meyer kroch unentwegt vorwärts; mit dem sicheren Instinkt des seit Monaten

im Felde Lebenden erreichte er in gerader Richtung den einsamen Baum.

Doch halt — was war das? Tönte da nicht ein gedämpftes schleifendes Geräusch, wie von schleichen den Schritten?

Der Gefreite hielt den Atem an; beim heiligen Himmel, etre unsichtbare Gestalt näherte sich der Tanne!

Da es dem überraschten Gefreiten nach blüßschneller Ueberlegung weder ratsam noch zweckentsprechend schien, sofort zu schießen, — erstens vermochte er im mächtigen Nebel nicht zu zielen, zweitens hätte er sich durch die Schußrichtung dem unsichtbaren Ankönnung auf allzu deutliche Weise verraten und drittens hätten die alarmierten Franzosen sofort ihr Feuer auf ihn gerichtet — begnügte er sich damit, den Revolver zu ziehen, sich ganz fest auf den Erdboden zu pressen und im Flüstertone zu rufen: „Halt! Wer da?“

Und da tönte es zum fassungslosesten Erstaunen des Gefreiten Meyer in einem ebenfalls zu vorsichtigem Blüßern gedämpften Bass zurück: „Halt! Wer da?“

In der nächsten Sekunde stießen die beiden „Gegner“ aneinander; und der Gefreite Meyer erkannte in dem vermeintlichen Feind — den Gefreiten Müller aus dem Bayerischen Graben.

Als die beiden waderen Krieger sich schweigend von ihrer Verblüffung erholt hatten, entwicdte sich zwischen ihnen — nachts auf freiem Feld, mittweg zwischen der deutschen und der französischen Linie — das folgende kurze, im leisen Flüstertone gehaltene Gespräch:

„Mensch, du bist woll uff den Kopp jesallen?“  
„Wos treibst denn du do, darrucker Nazi?“  
„Jed hol mir 'n Weihnachsbaum.“  
„Altrat dös selbige tua i aa.“

Einen Augenblick lang blieben die beiden sonderbaren Weihnachsengel stumm und starr. Hierauf reichten sie sich schweigend die Hände. Dann gingen sie in unangefrogener, selbstverständlicher Uebereinkunft ans Werk. Mit äußerster Vorsicht sägten sie den Baum ab, schnitten ihn brüderlich mitten durch in zwei gleiche Teile und jeder schleppte behutsam und lautlos, wie er gekommen war, die Trophäe in seinen Graben.

Jeder verschwieg den Kameraden gegenüber das Abenteuer der Begegnung und erklärte das amputierte Aussehen des Baumes damit, daß ihm der ganze Stamm zu schwer gewesen wäre.

Am Heiligen Abend aber, als in den beiden Gräben unter feierlichem Schweigen die Lichter an der Tanne angezündet wurden, kannte das gegenseitige Staunen keine Grenzen.

Nur der Gefreite Meyer und der Gefreite Müller lächelten verständnisinnig.

Sie allein wußten, wie aus einem Weihnachsbaum zwei geworden waren . . .

### Rückblide auf das Weltkriegsjahr 1915.

#### I. Der westliche Kriegsschauplatz.

##### 1. Stand am Jahresbeginn.

Mit lähmer Hand hatte die deutsche Oberste Heeresleitung gleich nach Kriegsausbruch das Nek, das unsere Feinde um uns gesponnen hatten, an seiner schwächsten Stelle zerrissen. Eingedenk der in den Kriegen aller Zeiten tausendfach erprobten Wahrheit, daß der Dieb die beste Parade ist, begann der Feldzug in Belgien, dessen sogenannte Neutralität von unsern Feinden schon lange nur mehr als Anhängelschild für ihre Vernichtungspläne gegen uns bemut wurde. Vier Wochen nach Kriegsausbruch schweifte die Vorhut unserer Reiterei im Vorgelande von Paris umher. Dann aber kam der Rückschlag an der Marne und eine Entwicklung im Osten, welche, trotz aller dort erzielten Waffenerfolge die Entsendung größerer Truppenmassen dorthin zur unbedingten Notwendigkeit machte.

Das änderte die ganze Kriegslage. Mit gewaltigem Aufwurf unsere Heeresleitung nunmehr den ganzen Kriegsplan herum und verlegte den Angriff nach dem Osten, während sie sich im Westen auf Behauptung der bis dahin eroberten Landstriche: „Belgien bis auf einen schmalen Streifen und von Nordostfrankreich etwa 20 000 Geviertkilometer“ beschränkte, wobei Geländegewinne nur zur Besserung unserer Stellungen bei sich bietenden besonders günstigen Gelegenheiten angefrecht wurden.

Umgekehrt ergab sich für unsere Feinde, Franzosen, Engländer und Belgier, wollten sie sich nicht endgültig für besieg erklären, die zwingende Notwendigkeit, die Zurückdrängung der Deutschen jedenfalls wenigstens zu versuchen. Ihre Versuche in dieser Beziehung sind während des ganzen Jahres restlos abgelsagen worden. Den ersten Durchbruchversuch großen Stils hatte der französische Generalissimus Joffre am 17. Dezember 1914 befohlen; er war schon am Jahreschlusse unter großen Verlusten für die Franzosen gescheitert. Von hier ab ist die Entwicklung in großen Zügen folgende:

##### 2. Kämpfe bis zur Boretto-Schlacht (Mitte Mai).

Das Scheitern der französischen Offensive von Mitte Dezember bis Anfang Januar und die dadurch hervorgerufene Schwächung des Feindes veranlaßt an drei Stellen starke deutsche Gegenstöße.

8.—11. Januar. Im östlichen Teile der Argonnen unternahmen wir am 8. einen erfolgreichen Sturmangriff. Mit den Nachkämpfen der drei nächsten Tage ist das Gesamtergebnis: Wegnahme eines französischen Stützpunktes, einiger Geländegewinn, 1600 Gefangene, etwas Kriegsmaterial. Blutige Verluste der Franzosen weitere 3500 Mann; unsere Verluste gering.

12.—14. Januar. Schlacht bei Soissons. Wir rüden auf einer Breite von 12 bis 15 Kilometer durchschnittlich 2 bis 4 Kilometer vor. Die Franzosen verlieren das rechte Aisne-Ufer und damit die volle Verfügung über die Bahnlinie Soissons—Paris. Ihre blutigen Verluste betragen 20 000 Mann. An Gefangenen geben sie über 5000 Mann ab; an Geschützen 18 schwere und 17 leichte, ferner Revolverkanonen, zahlreiche Maschinengewehre und sehr viel Geschütz- und Gewehrmunition.

25.—26. Januar. Gefecht bei Durbise (auf der Hochebene von Craonne).

Ehrentag der Sachsen. Deutscherseits begonnen, um den Franzosen die sehr geräumige Höhle bei Creute zu entreißen, weil diese einen vorzüglichen, unbedingt bombensicheren Unterstutzraum für starke Reserven bildete. Die Deutschen erreichten genau das angestrebte Ziel, sie durchbrechen auf einer Frontbreite von 1500 Meter die drei französischen Verteidigungslinien und kommen damit in den sicheren Besitz der für den Stellungskrieg sehr wichtigen Höhle. Die Franzosen verlieren 1200 Gefangene, 8 Maschinengewehre, ein Pionierdepot und viel sonstiges Material, außerdem erleiden sie stärkste blutige Verluste.

16. Februar bis 10. März. Winterchlacht in der Champagne. Neben dem Wunsch, einen Durchbruch durch die deutschen Linien zu erzielen, von den Franzosen in der Wärsicht begonnen, den in der Winterchlacht in Masuren (7.—9. Februar) vernichtend geschlagenen Russen Erleichterung zu bringen und die Deutschen zu Truppenentziehungen von Osten her zu veranlassen. Der Angriff wird aus der 10 km breiten Front Souain—Verthes—le Mesnil—Beauséjour auf den in deutschem Besitz befindlichen Ort Vouziers angesetzt. Nach und nach setzen die Franzosen 6 volle Armeekorps ein, denen nur 2 deutsche unter Generaloberst von Einem gegenüberstehen. Nennenswerte Erfolge erzielen die Franzosen an keiner Stelle. Ihre Verluste betragen gut 45 000 Mann (darunter 2500 unverwundete Gefangene), die der Deutschen nicht mehr wie ein Drittel dieser Zahl.

10.—13. März. Schlacht bei Neuve-Chapelle. Nach dem gescheiterten Durchbruchversuch der Franzosen in der Champagne versuchen die Engländer ihrerseits einen solchen bei Neuve-Chapelle. Trotzdem sie hierzu eine fast zehnfache Uebermacht bereitstellen, gelingt ihnen lediglich die Eroberung des genannten Dorfes, während die beiderseits daran ansetzenden Schützengräben fest in unserm Besitz bleiben. Englische Verluste geschätzt auf 12 bis 20 000, deutsche allerhöchstens ein Drittel der ersteren Zahl.

3.—28. April. Französischer Durchbruchversuch zwischen Maas und Mosel.

Nachdem die Franzosen während des Winters die Ausfallslosigkeit rein frontaler Angriffe genügend kennen gelernt haben, versuchen sie nunmehr eine andere Taktik, indem sie in die deutschen Besitz befindlichen Maashöhen zunächst von beiden Flanken angreifen und den Stoß gegen die Mitte erst nachfolgen lassen. Nennenswerte Vorteile erzielen sie nicht, schwächen sich in dreiwöchentlichen Kämpfen aber derartig, daß die Deutschen am 24. zum Gegenstoß übergehen können. Vom 24.—28. April erzielen sie erheblichen Geländegewinn, machen 4000 Franzosen, darunter 3 Regimentskommandeure zu Gefangenen und erbeuten neben sonstigem Kriegsmaterial einige 20 Geschütze.

24.—28. April. Deutscher Vorstoß bei Ypern.

Gur gleichen Zeit wie zwischen Maas und Mosel gehen die Deutschen auch bei Ypern zum Angriff über. Er hat vollen Erfolg. In einer Breite von 9 Kilometer wird der Feind zurückgedrängt. Bei Steenstrate und Het Haas der Kanal überschritten und diese beiden Ortschaften besetzt (später wieder aufgegeben). In den 5 Tagen werden 6000 Gefangene gemacht und neben vielem sonstigen Kriegsmaterial 63 Geschütze erbeutet.

9. bis etwa Ende Mai. Boretto-Schlacht. Bei Arras und La Bassée.

Wiederum waren es die Verhältnisse im Osten (Dunajec-Durchbruch, beginnender Rückzug und Zerfall der russischen Armee), welche unsere Feinde im Westen zu einer neuen verzweifelter Kraftanstrengung nötigten. Sie ziehen zu diesem Zwecke zu den an dieser Stelle immer vorhanden gewesenem Kräften nach und nach 4 weitere volle Armeekorps heran. Gleicher Mißerfolg wie immer. Höchstens stellenweiser bedeutungsloser Geländegewinn, der meist auch noch bald darauf wieder verloren geht, erkauft durch ungeheure Opfer.

##### 3. Sommer 1915.

Die Winter- und Frühjahrskämpfe unserer Feinde im Westen hatten diesen nicht nur außerordentliche Menschenopfer gekostet, sondern auch deren Moral und Angriffslust in erheblichem Maße geschwächt. Dazu kam ein sich immer schärfer geltend machender Munitionsmangel. Das alles verbinde für die Feinde im Westen die Möglichkeit größerer Unternehmungen, und fast unläugbar mußten sie dem gewaltigen Drama, das sich im Osten abspielte und ihre Hoffnungen von dieser Seite her vernichtete,

erschauen. Andererseits lag es aber nicht im Plane der deutschen Heeresleitung, ihre Taktik in diesem Feldzugsgebiete zu ändern. Daher kam es im allgemeinen nur zu Kampfhandlungen kleineren bis höchstens mittleren Umfangs, die fast völlig ausnahmslos zu unsern Gunsten ausfielen und in denen unsere Truppen auch meist die Angreifer waren. Die wichtigsten davon sind folgende:

17. Juni. Abwehr eines englischen Angriffs bei Arras; die Angriffsstruppen fast restlos aufgerieben; 670 Gefangene.

20. Juni. Erfolgreicher deutscher Vorstoß am Westrande der Argonnen in einer Frontbreite von 2 Kilometer; 630 Gefangene.

23. Juni. Zurückweisung eines schwachen französischen Angriffs auf die Maashöhen; 500 Gefangene.

1 und 2. Juli. Siegreiches Angriffsgefecht der Armee des deutschen Kronprinzen am Westrande der Argonnen; 2700 Gefangene 25 Maschinengewehre, 72 Minenwerfer.

4. Juli. Deutscher Angriffserfolg im Briesterwalde bei Croix des Carmes. Geländegewinn 400 Meter Tiefe und 1500 Meter Breite; 1000 Gefangene (die Zahl wächst in den nächsten Tagen auf 1800), ziemlich viele Beute an Geschütz und Material.

13. Juli. Erheblicher Erfolg zweiter deutscher Angriffe in den Argonnen bei Bouvillers und Biennes-le-Chateau, namhafter Geländegewinn, 3000 Gefangene, erhebliche Beute.

8. September. Neuer, einigermaßen bedeutender deutscher Angriffserfolg bei Biennes-le-Chateau. Drei feindliche Linien werden durchbrochen, unsere Front 500 Meter vorgeschoben und das von den Franzosen hochbewertete Werk Marie-Thérèse genommen. Außerdem 2000 Gefangene, 48 Maschinengewehre, 54 Minenwerfer und 1 Revolverkanone.

4. Der Durchbruchversuch im Herbst.

17. September. Der französische Generalissime Joffre erläßt einen Tagesbefehl, in welchem er für den beabsichtigten allgemeinen Sturmangriff auf die deutschen Linien von Führern und Truppen das Höchste fordert.

21. September. Weiterer Tagesbefehl des französischen Oberkommandierenden Joffre, worin dieser befiehlt, den Truppen vor dem bevorstehenden allgemeinen Angriff mitzuteilen, daß zu dessen Durchführung bestimmt seien: 53 französische und 13 englische Infanteriedivisionen, sowie 10 französische und 5 englische Kavalleriedivisionen, 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze; außerdem ständen noch in Reserve 12 Infanteriedivisionen und die belgische Armee (im ganzen etwa das achtfache der für den im Mai verlusten Voretto-Durchbruch eingesetzten Truppen).

22. bis 24. September. Artilleristische Vorbereitung zu dem beabsichtigten Sturmangriff, welche namentlich an letzterem Tage einen Grad von Festigkeit erreicht, der alles in dieser Beziehung bisher bekannte Maß weit überschreitet.

25. bis 27. September. Die drei Hauptschlachtstage dieses fünften Durchbruchversuches im Westen.

Im allgemeinen ist dieser nicht nur umfangreicher, sondern auch besser vorbereitet, wie die früheren, weshalb die Feinde an den beiden ersten Tagen auch einige Vorteile erringen.

28. und 29. September. Andauer der Sturmversuche, aber doch allmähliches Nachlassen der Stoßkraft.

30. September bis 3. Oktober. Nur mehr Kämpfe geringeren Umfangs.

3. Oktober. Für diesen Tag stellt die deutsche Heeresleitung folgendes als Ergebnis der ganzen bisherigen Offensive fest: „Die deutsche Front wird an einer Stelle auf 23 und an einer anderen auf 12 Kilometer (an der letzteren nicht durch Waffenleistung, sondern als Folge eines Gasangriffes) Länge aus der ersten in die zweite Linie des Verteidigungsfrontens (welches nicht die letzte ist) zurückgedrückt. Der Feind verliert an Gefangenen 211 Offiziere, 10 721 Mann, außerdem 35 Maschinengewehre; seine blutigen Verluste betragen etwa 180 000 Mann (ungefähr zwei Drittel Franzosen, ein Drittel Engländer). Die deutschen blutigen Verluste betragen nicht ein Fünftel dieser Zahl. Die Behauptung des Feindes, uns über 20 000 Gefangene abgenommen zu haben, ist jedenfalls erheblich übertrieben.“

4. bis 6. Oktober. Nochmaliges Wiederaufladern der Offensive ohne jeden Erfolg für den Feind.

Nach einer Woche weit milderer Angriffstätigkeit setzt am 13. und 14. Oktober die dritte große Angriffswelle des Feindes ein. An dieser sind namentlich die Engländer fast auf der ganzen von ihnen besetzten Front von Ypern bis Loos beteiligt; bei einem Gasangriff erfahren sie die Ungunst des Wetters, welches die Rauchwolken in ihre eigenen Gräben zurücktreibt. Aber auch sonst werden sie allenthalben unter stärksten Verlusten zurückgetrieben, obwohl sie an der Stelle des Hauptkampfes bei Dulluc fünfmal hintereinander immer neue Kräfte zu schärfsten Vorstößen ansetzen. Hauptangriffspunkt der Franzosen ist die Gegend Tahure-Souain (Ostteil der Champagne). Auch hier erfolgen bis zu fünf Angriffe nacheinander. Der Mißerfolg ist der gleiche, wie bei den Engländern.

Wiedertum tritt eine neue, dieses Mal etwa 10 Tage dauernde Pause in der Weise ein, daß größere Unternehmungen unterbleiben, ohne daß damit die allgemeine Kampfaktivität erlischt. Mehrfach bringen deutsche Gegenangriffe beachtenswerte Erfolge. Ein letztes Aufflammen des Kampfes bringt nochmals die letzte Oktoberwoche, also die Zeit vom 23. Oktober bis zum Monatsdusse.

Doch ist das Bild gegen die drei vorherigen Angriffe insofern verändert, als der Angriff der Feinde in minder einheitlicher geschlossener Form, mehr in große Einzelvorstöße zerlegt, vor sich geht. Die deutschen Gegenvorstöße werden zahl- und erfolgreicher; die Rückgewinne an Gelände nehmen an Umfang zu. Ein gründlicher schweizerischer militärischer Beobachter und Sachverständiger schätzt die Verluste der Feinde in dieser letzten Oktoberwoche auf mindestens 90 000.

„Die größte Schlacht der Weltgeschichte,“ wie der französische Generalissime den von ihm geplanten Durchbruchversuch etwas vorzeitig gelaßt hat, ist fehlgeschlagen. Fast 6 Wochen hat der Kampf getobt. Von den paar Duzend Quadratkilometer Gelände, die der Feind am Anfange besetzen konnte, hat er zum Schluß einen erheblichen Teil wieder abgeben müssen. In den gleich nach dem ersten Hauptstoße gemeldeten feindlichen Verlusten in Höhe von 190 000 treten allein für die letzte Woche weitere 90 000 hinzu. Dazwischen liegen, auf zwei Gruppen verteilt (4.—6. Oktober, 10. wie 13. und 14. Oktober), fünf Hauptkampftage; es bleiben also für minder starke Kampfaktivität — die aber immer noch über das im Westen alltägliche Maß des Schützengrabenkrieges hinausging — etwa weitere 20 Tage übrig. Viel werden also die Verluste des Feindes hinter einer halben Million nicht zurückbleiben. Wie gewohnt, betragen die deutschen nicht mehr wie höchstens ein Fünftel der feindlichen. Schon hierdurch ist das Kräfteverhältnis zugunsten der Deutschen um mehrere hunderttausend Mann verschoben. Weiter aber haben die Deutschen nach und nach, ohne ihre Kräfte auf den anderen Kriegsschauplätzen unter das für durchaus hinreichend erachtete Maß schwächen zu brauchen, namhafte Reserven herangezogen, die dem Feinde nicht oder doch lange nicht in gleicher Stärke zur Verfügung stehen. Fester denn je steht die Kampf- und Truppenmauer der Deutschen im Westen, deren oberster Heeresleitung völlige Freiheit und überreiche Kraft zu Kriegshandlungen auf den anderen Kampfsplätzen gewährend. Der mit seinen Angriffen abgewiesene feindliche Oberfeldherr aber eilt nach London, um dort neuen Rat mit den herrischen Bundesgenossen zu pflegen, der sich unter der steigenden Not selbst keinat Rat mehr zu geben weiß. Das war das Ende des fünften und größten französisch-englischen Durchbruchversuches im Westen!

5. Stand am Jahreschluss.

Die nach diesem letzten großen Durchbruchversuch eintretende verhältnismäßige Ruhe war noch größer, wie die auf die früheren vergeblichen Versuche folgende. In den beiden ersten Novembertagen machten wir noch 1300 Gefangene, von da ab aber wurde die Kampfaktivität immer geringer. Erst die zweite Dezemberwoche brachte eine unbedeutende, aber auch nur vorübergehende Belebung; die Erfolge waren durchaus auf unserer Seite.

Zweifellos ist nach den Balkankämpfen unser Zahlenverhältnis im Westen ein erheblich günstigeres geworden. Gleichviel, ob es weiter im Plane unserer Heeresleitung liegt, hier in der Abwehr zu bleiben und die Entscheidung an anderer Stelle zu suchen, oder ob die Stunde für gekommen erachtet wird, unsererseits vorzudringen, bis zum letzten Armierungsfolde und zum eifrigsten Mann im Volke lebt die feste Überzeugung, daß wir jeder dieser beiden Aufgaben voll gewachsen sind.

Ueber die ältesten Bibliotheken.

Von Heinz Umlung.

Büchersammlungen gab es im Altertum bei den orientalischen Völkern ebenso wie bei den Griechen und Römern. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fand S. Layard bei Ausgrabungen unter den Trümmern von Ninive im Palast des assyrischen Königs Assurbanipal, der im 7. Jahrhundert v. Chr. regierte, zahlreiche im Ofen gehärtete Tontafeln mit Keilschrift. Diese jetzt im Britischen Museum befindlichen Tafeln, von denen Plinius im 7. Buch spricht, sind etwa 24 zu 16 Zentimeter groß. Der in den Ton eingegrabene Text zeigt, daß in dieser scheinbar ältesten Büchersammlung Urkunden, wie Verträge, Rechnungen u. a., aber auch geschichtliche, medizinische, naturwissenschaftliche Schriften aufbewahrt wurden. Aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. wissen wir von der Schenkung mehrerer Tafeln an den Tempel des Gottes Nebo; wir dürfen wohl annehmen, daß vornehmlich die Tempel die Aufbewahrungsorte der Literaturdenkmäler waren, und zwar besondere Zimmer darin. Dapon kann man sich noch heute eine deutliche Vorstellung machen, wenn man einen ausgegrabenen Tempel zu Apollinopolis magna (jetzt Esna) besucht, in dem über der Tür zu dem Bibliotheksraum die sogenannte Schreiberpalette eingemauert ist. Bei der Ausgrabung eines Tempels hat man auch eine Bibliothek gefunden, die noch aufgestellt war, so daß wir uns also ein äußeres Bild von einer alten Bibliothek machen können. Diodor berichtet in einer eingehenden Beschreibung des Grabdenkmals des Königs Sphynandhas in Theben, die auf das Memnonion des Ramses II. datiert, auch von einem Nebenraum dieses Baues, in dem sich eine Sammlung heiliger Schriften befunden habe. Das ist deshalb erwähnenswert, weil diese Bibliothek die Keilschrift des Mesopotamien gehabt haben soll, was in einem französischen Roman mit le titre de l'âme überlebt ist. Friedrich der Große hat diesen Roman gelesen, und dadurch ist die alte Kgl. Bibliothek in Berlin zu der vielbesprochenen Inschrift nutrimentum spiritus gekommen.

In Babylon und im Nilthal haben wir also die ältesten Bücherfamilien zu suchen. Wenige Nachrichten nur sind uns erhalten über Bibliotheken der Hebräer, Phönizier und Karthager. Etwas mehr wissen wir aus den ältesten griechischen Zeiten. Volkkrates Samos soll eine erhebliche Zahl von Büchern besessen haben; das dürfte darin begründet sein, daß Ibykus und Anakreon an seinem Hofe lebten. Ebenso wird Kipsiratos als Bücherliebhaber genannt; er hat der Uebersetzung nach die erste öffentliche Bibliothek in Athen gegründet. Ihm und seinem Sohne Hipparch schreibt man ja auch die Sammlung und Ordnung der Gesänge Homers und Hesiods zu. Seine Bibliothek soll Kerges nach Persien entführt, Seleukos Nikator aber zurückgebracht haben. Euripides, Demosthenes, Euklid und Plato sind gleichfalls als Bücherfamler bekannt. Im allgemeinen aber spielten Bibliotheken bei den alten Griechen trotz ihrer Vorliebe für die Literatur und der Freude an ihr keine große Rolle. Die Dichtungen waren zunächst für den mündlichen Vortrag bestimmt, und die Läden der Buchhändler machten öffentliche Bibliotheken noch unnötig. Eine größere Sammlung von Büchern veranfaltete und ordnete Aristoteles; die Werke waren zu Lehrmitteln für seine Schule bestimmt. Es mögen mehrere hundert Rollen gewesen sein, die nach dem Tode des Aristoteles in den Besitz seines Nachfolgers in der Leitung der Schule, Theophrast, gelangten. Von diesen wieder erbt sie Seleus, aus dessen Nachlaß Teile der Bücherschätze an Apollon und danach durch Sulla nach Rom kamen. So können wir schon die Geschichte einer Bibliothek durch lange Zeit hindurch verfolgen. Man darf bei alledem nicht vergessen, daß jedes einzelne Buch — oder richtiger: jede einzelne Rolle — mit der Hand abgeschrieben werden mußte, wozu immer eine geraume Zeit gehörte, und daß infolgedessen jedes Werk einen nicht unbeträchtlichen Wert darstellte.

Das wichtigste Ereignis auf dem Gebiete des alten Bibliothekwesens ist zweifellos die Begründung und Einrichtung der großen Bücherei des Museums in dem neugebauten Alexandrien, durch Ptolemäus Philadelphus. Wie andere Schöpfungen der Ptolemäer sollte die Bibliothek zur Ausbreitung und Vervielfältigung der geistigen Herrschaft der Griechen in Ägypten dienen. Die sonderbarsten Mittel wurden angewandt, um die Sammlung nach Wert und Umfang zu vergrößern. So nahmen die vielen Schiffe, die in Alexandrien landeten, ihre Bücherrollen herausgeben und sich mit Abschriften begnügen. Von der Stadt Athen entlieh man ein Staatsexemplar der drei großen griechischen Tragiker gegen ein Pfand von 15 Talenten; Ptolemäus Cauergetes gab das Original einfach nicht zurück, sondern sandte den Athnern eine schöne Abschrift und ließ das Pfand verfallen. Der größte Teil der Bibliothek, die, wie glaubwürdig überliefert ist, auf etwa 700 000 Rollen angewachsen war, ging im Kriege Cäsars gegen Pompejus im Jahre 47 beim Brande der Flotte im Hafen mit in Flammen auf. Die alexandrinische Bücherei hat während der ganzen Zeit ihres Bestehens eine außerordentlich große Wirkung ausgeübt. Die Hauptaufgabe ihrer Vorsteher bestand nicht nur in der Sammlung und Instandhaltung der Rollen, sondern auch in der Herstellung des richtigen Textes der Bücher.

Die bedeutendste Bibliothek in Griechenland befand sich in Pergamon. Von diesem Ort hat das Pergament seinen Namen erhalten, weil es hier erfunden sein soll. Eumenes II. war der Begründer. Antonius soll die Bibliothek, die damals aus 200 000 Rollen bestand, der Kleopatra geschenkt haben. Andere Sammlungen auf griechischem Boden gab es z. B. in Delphi, Athen und Korinth.

In Rom entwickelte sich die Bücherliebhaberei und damit die Einrichtung von Bibliotheken erst mit dem Einbringen griechischer Bildung. Die tabulinae der alten römischen Häuser waren wohl eigentlich Archive. Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. galt es für die siegreichen Feldherren als Ehrensache, die Bücherfamilien der griechischen Länder als Beute oder durch Kauf nach Rom zu bringen. L. Aemilius Paullus brachte 167 n. Chr. die erste größere Bibliothek, die des mazedonischen Königs Perseus, nach Rom, denen nun schnell weitere folgten. In Verculanum sind Sammlungen gefunden, die bis 17 000 Bände enthielten. Die erste öffentliche Bibliothek in Rom gründete C. Asinius Pollio im Tempel der Libertas nach seinem Siege über die Parther aus der Beute des Krieges. Zahlreiche neue Gründungen entstanden in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit, so daß im 5. Jahrhundert n. Chr. 28 öffentliche Bibliotheken gezählt wurden. Früh schon waren Bücherfamilien mit christlichen Kirchen verbunden, und eifrig wurden die Schriften von den Gläubigen benutzt.

**Vermischtes.**

\* Was die Londoner Kinder über die Zeppeline sagen. In welchem Maße die Zeppelinangriffe das Hauptgespräch in der Bevölkerung Londons bilden, geht aus dem Umstand hervor, daß die Tätigkeit unserer Luftschiffe bereits zum immer wiederkehrenden Aufsatzthema in den englischen Volks- und Mittelschulen geworden ist. So wurde in einer Londoner Schule den Kindern die Aufgabe gestellt, einen Aufsatz über die Frage zu schreiben: „Was habt Ihr über die deutschen Zeppeline zu sagen?“ Aus

einer in der „Daily Mail“ veröffentlichten Zusammenstellung einiger dieser Aufsätze entnehmen wir die folgenden Stellen: Ein neunjähriger Junge schrieb, daß die Zeppeline das interessanteste und märchenhafteste Ding auf der Welt seien. Ein Zehnjähriger erklärte: „Als die Zeppeline über der Stadt herumflogen, rutschte das große Bild in unserm Schlafzimmer von der Wand und fiel auf das Bett. Natürlich ist Mutter nicht wenig erschrocken.“ Ein anderer schrieb: „Meine Mutter war furchtbar ängstlich, trotzdem ich ihr erklärte, daß es nicht gar so gefährlich wäre.“ Ein zwölfjähriger Junge, der außerordentlich praktisch veranlagt zu sein scheint, schrieb in seinem Aufsatz die Verurteilung nieder: „Als ich die Bomben plagen hörte, sprang ich auf, schlüpfte so schnell wie möglich in meinen Anzug und nahm vor allem mein Dankbuch und meine Sparbüchse“ an mich.“ Ein anderer Zwölfjähriger: „Meine Mutter fragte mich, ob ich Angst hätte. Ich sagte „nein“, aber es war nicht die Wahrheit.“ Ein Mädchen schrieb: „Ich finde es unrichtig, solche gefährlichen Sachen anzustellen.“ Ein anderes Mädchen schrieb: „Als wir die Bomben plagen hörten, rief ich meine Schwester. Unsere Mutter kam herein und sagte, wir sollten sofort in die Küche gehen. Dort waren viele Bekannte verammelt. Ich fragte: „Warum regt Ihr Euch so auf?“ Sie sagten, die Zeppeline seien gekommen. Darauf rief ich: „Gott im Himmel, so etwas scheint doch unmöglich! . . .“

\* Griechische Schwammfischerei. Etwa achthundert griechische Schiffe sind für die Schwammfischerei ausgerüstet. In den einheimischen Gewässern obliegt ungefähr ein Drittel der Fischer mit Fanghaken der Schwammfische. Die übrigen arbeiten mit Schlaghandern und Tauchvorrichtungen an der nordafrikanischen Küste. Die Bänke liegen, wie wir einer im letzten Heft der „Fischerei-Zeitung“ angestellten Untersuchung über die Fischerei in Griechenland entnehmen, in einer Tiefe von 6–20 Meter. Das Gewerbe ist außerordentlich lässig; denn die mit Taucherapparaten ausgerüsteten Schwammfischer sind in der ständigen Gefahr, entweder zu erstickn oder gelähmt zu werden. Die mit Schlaghandern arbeitenden Taucher können bei einer Wassertiefe von 10 Metern noch drei Stunden auf dem Meeresgrunde weilen; bei größeren Tiefen dauert jedoch der Aufenthalt nur höchstens eine Stunde. Die Hauptsicherheit ist das Frühjahr. Die aus dem Meere gewonnenen Schwämme sind noch nicht handelsfähig. Sie werden erst von der protoplastischen Substanz, von der sie umhüllt sind, gereinigt, auf Fäden gezogen und gewässert, um dann getrocknet zu werden. Erst jetzt haben sie ihre gelbe Farbe und kommen auf den Markt. Qualitativ am besten sind die Schwämme der tripolitaniischen Küste, die im Preise zweimal so hoch stehen, wie die guten Schwämme von Banghastion. In dritter Linie kommen die Produkte von Cypern und Kreta. Der Gesamttertrag stellt ungefähr einen Wert von 3 Millionen Franken dar, womit ein erheblicher Teil des europäischen Bedarfs gedeckt ist.

\* Das unberechtigte Vorurteil gegen unfauberes Papiergeld. Es ist sicher ein Nachteil des Papiergeldes, der auf viele Menschen sehr abbrechend wirken muß, daß es nach verhältnismäßig kurzen Umlauf vollkommen verschmutzt, klebrig und unappetitlich aussieht. Es kostet uns eine gewisse Ueberwindung, solches Geld anzunehmen und sorgsam in unseren Taschen zu bewahren. Unsere an Ausdrücke wie Bakillen und Bakterien gewöhnte Zeit kann sich noch dazu einer leisen Angst, es möchte sich irgend ein furchtbares Uebel in dieser Gestalt nähern, nicht erwehren. Ein Professor der Yale-Universität hat nun, wie die Zeitschrift „Neueste Erfindungen und Erfahrungen“ mitteilt, an einer ganzen Anzahl schuldigster Exemplare, sorgfältige mikroskopische und chemische Untersuchungen vorgenommen, welche die Berechtigung einer solchen Furcht dartun sollten. Die gefundenen Bakterien waren fast ausschließlich Staphylokokken, auf die summfelähnliche Krankheiten zurückzuführen sind, die aber auch sonst in der Atemluft anzutreffen sind. Während die Durchschnittszahl der vorhandenen Keime für jede Note mit 142 000 zu veranschlagen war, konnten auf dem besterhaltenen Schein 405 000, auf dem verschmutztesten nur 38 000 Keime gezählt werden, so daß also der Reichtum an Bakterien von der schmutzigen Beschaffenheit unabhängig erschien. Nur die wachsende Haltbarkeit des Papiers, die natürlich durch den Gebrauch gesteigert wird, erhöht die Möglichkeit der Keimanfiedlung, doch ist auch in ungünstigen Fällen die dadurch entstehende Ansteckungsgefahr nicht bedeutend.

**Dezerrätsel.**

Ich weiß eine russische Festungsstadt,  
Man schreibt sie in wenigen Zeichen;  
Wer Lithauens Wälder durchwandert hat,  
Wird bald jene Stadt auch erreichen.

Drin werdet ihr finden ein echtdeutsches Paar,  
Einen Strom, der als heilig gepriesen,  
Ihr seht einen Türken und endlich sogar  
Des Meeres gewaltigsten Riesen.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs: Buch, Dach.